

Stefan Krzywoszewski



Märchen vom ausschweifenden
Ritter
und der bleichen Hildegard

Inhaltsverzeichnis

Märchen vom ausschweifenden Ritter und der bleichen Hildegard.

- I.
- II.
- III.



Märchen vom ausschweifenden Ritter und der bleichen Hildegard.

Erzählung
von
Stefan Krzywoszewski

Autorisierte Übersetzung aus dem Polnischen von S.
Horowitz.

Aus: Aus fremden Zungen, Zeitschrift für die moderne
Erzähllitteratur des Auslandes, Band II,
Ledermann, Berlin, 1907, S. 1037-1042.





I.

Baron Guido befand sich in schweren Nöten. Er vermochte nirgends mehr, weder durch Bitten noch Drohungen, ein Darlehen zu erzwingen. Die kostbaren Gefäße, orientalischen Teppiche und Gewebe, selbst die mit Gold eingelegten Rüstungen waren zu semitischen Händlern gewandert. Die Kleinodien der Frau waren beim italienischen Wucherer verpfändet. Die Frachtwagen der Kaufleute mieden sorgfältig die Wege, die die Schloßgegend durchschnitten. Übrigens hatten die Insassen der nächstgelegenen Stadt, deren Basteien und rote Türmchen am hellen Tage von den Schloßfenstern sichtbar waren, solch eine Routine in der Plünderung von Reisenden erlangt, daß Baron Guido nur schwer mit ihnen konkurrieren konnte. Vergebens appellierte er an den Fürsten, fordernd, dieser Willkür, die die kostbarsten Privilegien des Raubritters schmälerte,

Einhalt zu tun. Der Fürst bewies den vitalsten Interessen seiner Vasallen gegenüber eine betäubende Gleichgültigkeit. Ihn nahm die arte biondeggiante (Blonde Kunst) ausschließlich in Anspruch. Der Traum des ehrgeizigen Herrn war, mit Hilfe der Alchimie eine vorzügliche Farbe zu erfinden, die alle dunkelhaarigen Frauen des Reiches in wonnigliche Blondinen verwandle.

Baron Guido drückte sich über diese Leidenschaft seines Herrn geringschätzig aus. Für ihn war die Haarfarbe eine Nichtigkeit. Was bedeuten blonde und goldige Flechten, wenn die Frau so zart und mager ist wie seine Ehegesponstin Hildegard? Ein richtiger Ritter achtet nicht auf die Schönheit des Weibes, sondern auf dessen – Gewicht. Baron Guido hatte an Frauen mit breiten Hüften und Schultern, mit vollen und kernigen Brüsten Gefallen. Aber im Bankettsaal des Schlosses waren die lüsternen Gesänge und das Kichern ausgelassener Frauenspersonen schon längst verstummt. In den Kellern gab's keinen Wein und in der Schatzkammer keine teuren Geschenke mehr. Selbst die wenig anspruchsvollen Nymphen nahmen keine Einladungen des Ritters mehr an, denn sie zogen es vor, sich auf den Waldlichtungen mit lüsternen Faunen herumzutreiben, als im Schloß dünnes Bier zu trinken.

Die ehemaligen Zechgenossen hatten sich allmählich zerstreut. Und, o Schande! einige von ihnen verschmähten es nicht, mit den Städtern in städtischen Weinstuben zu zechen. Baron Guido war gezwungen, sich im stillen und langweiligen Familienkreis, der ganz und gar nicht seinem Geschmack entsprach, einzuspinnen. Er versuchte es, seine schlechte Laune an der Frau auszulassen; aber die fromme und süße Hildegard ertrug seine Ausbrüche mit solch ergebener Demut, daß selbst diese angemessene Zerstreung, die unter anderen Umständen in die eintönige Temperatur des häuslichen Herdes Abwechslung brachte, bald für ihn jeden Reiz verlor.

In der erzwungenen Einsamkeit entfachten sich im starken Ritter die väterlichen Gefühle dem Sohn gegenüber. Wenn es keinen anderen Kumpan gab, rief Baron Guido trotz Hildegards traurigen Blicken den jungen Hugo zu Tisch und brachte ihm das Trinken bei, sich über die Fähigkeiten, die der halbwüchsige Bursche in dieser Richtung zeigte, aufrichtig freuend. Hildegard schloß sich dann mit ihrem kleinen Töchterchen in die Schloßkapelle ein.

Es kamen aber solch schwere Zeiten, daß man dem Schloßherrn in der Stadt selbst Bier nicht mehr auf Borg geben wollte. In die Enge getrieben, beschloß Baron Guido, die Familienporträts, unter denen einige

von großer Meisterschaft sich befanden, zu veräußern. Besonders eines von ihnen, das die fromme Mutter des Ritters darstellte und von einem berühmten Florentiner gemalt war, erregte schon lange die Begierde des italienischen Wucherers.

Baron Guido entschloß sich nur schwer zu diesem Schritt. Aber seit einigen Tagen quälte ihn ein, unerträglicher Durst, und als er versuchte, ihn mit Wasser zu löschen, hatte er eine Empfindung, als hüpfen grüne Frösche in seinem Magen. Sich vor den geschwätzigten Dienern schämend, ergriff er selbst einen Hammer, rief den Sohn herbei und begab sich nach der langen Galerie, von welcher sich eine Aussicht auf eine weite, in der Ferne von einem dichten Buchenforste eingefasste Waldwiese darbot.

Hildegard sah ein, daß Bitten und Zureden vergeblich wären. Sie stand an der Galerietür, bleich und still, die abgemagerte Hand auf das Blondköpfchen des verängstigten Mägdleins legend. Baron Guido schob behutsam einen eichenen Tisch heran, bestieg ihn mit Hugos Hilfe und zog mit einigen starken Schlägen den Haken heraus. Hugo ließ sachte das Bild auf den Estrich gleiten.

Schon waren alle Porträts bis auf eins heruntergenommen. An der entblößten Wand war nur

jenes geblieben, das das Bildnis der frommen Mutter des Ritters darstellte. Hildegard streckte die Arme flehend ihrem Manne entgegen. Baron Guido schwankte einen Moment. Die dunklen Augen der Mutter sahen ihn mit Ernst und Liebe an. Unter diesem Bild hatte er in seinen Jugendjahren mehr als einmal sein Gebet verrichtet. Soll er sich von diesem teuren Andenken trennen? Aber der italienische Wucherer hatte erklärt, ohne dieses Gemälde die anderen nicht erstehen zu können. Baron Guido ballte zornig die Fäuste, sprang auf den Tisch und schlug mit dem Hammer in den Haken. Er schlug wiederholt darauf los. Der Haken saß weiter fest. Schließlich geriet er ins Wanken. Hugo lief herbei, um das Bild heruntergleiten ja lassen. Baron Guido packte den Haken mit den Fingern und zerrte an ihm . . .

Aus der so entstandenen Öffnung sprudelte jäh mit einem seltsamen Klirren und Pfeifen ein gelber, flammender Quell, barst in der Luft und auf einmal begannen runde, jungfräulich reine Dukaten auf die Fliesen zu fallen und mit einem entsetzlichen Getöse auf die Steinplatten zu schlagen. Baron Guido wich bestürzt und erstaunt zurück. Der Hammer entfiel seiner Hand. Hugo flüchtete sich zu seinen Füßen und bedeckte die Augen, die der flimmernde, feurige Goldschein blendete. Hildegard, von einer

unermeßlichen Angst erfaßt, sank wie eine von einer Sense gemähte Blume in die Kniee. Sie und auch das kleine Mädchen krümmten die Rüden und bedecken die erblaßten Gesichter mit den Händen. Inmitten des stummen Schweigens ergoß sich der Goldregen mit Zischen und dumpfem Gerassel und schlug an die Steinfliesen. Die Dukaten kollerten geräuschvoll über den Fußboden; manche rollten bis ans zweite Galerieende und überschlugen sich bei Hildegards Knieen. Hugo fühlte, wie das Gold seine Füße verschüttete, verspürte keine Last auf den Stiefeln, und mit einer krampfhaften Bewegung griff er nach dem Arm des Vaters. Die riesig große Goldmenge wuchs im Augenblick. Plötzlich erscholl hinter oder in der Wand selbst ein gräßliches, dämonisches Lachen, ein Lachen, in welchem keine Spur von Heiterkeit war, dessen Schall Blut und Mark erstarren machte. Das Lachen brach ab, und die letzten Dukaten fielen in einem trägen Bogen auf die goldbedeckten Fliesen. In der langen Galerie entstand solch eine Stille, daß man das heftige Pochen der Herzen vernahm.

Das währte aber nicht lange. Bald darauf wühlten schon Baron Guidos sehnige und rote Hände in der Goldmasse; in seinen Augen entzündete sich ein dunkles Feuer. Hugo, gleichfalls beruhigt, füllte unbemerkt seine Taschen mit Dukaten. Nur Mutter

und Tochter, zitternd und aneinandergeschmiegt, rührten sich knieend noch nicht vom Fleck. Bis Hildegard sich schließlich emporrichtete, das Mädchen mit dem Arm umfaßte, als wollte sie es vor dem feurigen Schein des geheimnisvollen Goldes schützen, und sachte es zur Tür geleitete.

»Ich habe nur dich,« flüsterte sie mehr zu sich als zum kleinen Mädchen, »nur du allein bist mir geblieben! . . .«

II.

Im Eßsaal des Schlosses ging es lustig zu. Zahlreiche Kerzen brannten. In einer Ecke spielte eine fesche Kapelle. An den reich besetzten Tischen hatte sich eine ausgelassene Gesellschaft niedergelassen. Das Zechgelage hub mittags an, der dunkle Abend war angebrochen, und niemand führte sich vom Fleck. Die Diener reichten Schüsseln mit auserlesenen Speisen herum, darauf aufmerksam achtend, daß die Krüge immer voll blieben. Als Baron Guido vor einem der Gäste einen leeren Krug erblickte, versetzte er dem bedienenden Lakai solch einen Schlag mit dem Krug auf den Kopf, daß der Mann blutüberströmt zusammenbrach. Die Diener verdoppelten die Aufmerksamkeit. Gleichzeitig produzierten sich zwischen den einzelnen Gängen wandernde Gaukler, Bewunderung und stürmische Lachsalven auslösend. Als die Becher aber häufiger die Runde zu machen begannen, bewiesen die Zuschauer solch eine Neugierde, die die Schwarzkünstler beunruhigte. Einer der jüngeren Ritter, von dem Anblick des rätselhaften Feuerschluckens überaus aufgeregt, wollte durch aus mit eigenen Händen einem hageren Gaukler einen

brennenden Kienspan ins Maul stopfen. Ein Weibsbild wieder, von den vielfarbigen Bändern, die ein zweiter Schwarzkünstler ohne Ende aus der Kehle zog, entzückt, bat die Nachbarn höflich, daß sie dem Gaukler den Bauch aufschlitzen und die unversiegbare Quelle jener Bänder ihr zum Geschenk machen möchten. Die angeheiterten und galanten Ritter griffen gleich zu Messern, und der Gaukler mußte sich durch eine Flucht durchs Fenster retten.

Hah! Wenn in der Schatzkammer kein Mangel an Dukaten war, verstand es Baron Guido, Gäste zu bewirten. Die eingeladene Ritterschaft rühmte gerührt seine Gastfreundschaft. Auserlesenes Essen, starke Weine, schöne Buhlerinnen, – kann es für edelgeborene Herren eine größere Lustbarkeit geben?

Und doch fehlte nicht viel, um dem lustigen Gastgeber die Unterhaltung zu verderben. Als die Abenddämmerung dichter zu werden begann, schickte Hildegard eine Dienerin, daß er zum Töchterchen, das plötzlich erkrankte, komme. In einer vom Bankettsaal entfernten Kemenate saß Hildegard zu Häupten des Mägdleins, das, von einem hitzigen Fieber bewältigt, mit Mühe nach Luft schnappte und mit gläsernen Augen die Mutter anstarrte. Aber Baron Guido wollte an einem Freudentag keine Krankheit im Hause.

»Bis morgen wird sie es bewältigen!« antwortete er barsch der Frau. »Heute habe ich Freunde, die ich bewirten muß.«

»Was werde ich machen, wenn sie mich verläßt!« schluchzte Hildegard verzweifelt.

Im Ritter begann schon der Zorn gegen die Gattin, die nie für ihn Verständnis hatte, aufzusteigen. Er bezähmte sich aber und ging, streng verbietend, ihn noch einmal von der Tafelrunde abzurufen. Er ging in den Saal zurück, leerte auf einen Zug einen riesigen Humpen mit Wein und legte sich zwei üppige Buhinnen auf die Kniee.

Im Eßsaal des Schlosses ward es immer lustiger. Die Musikanten, obwohl tüchtig betrunken, spielten mit toller Lust. Von den Weibern saß kaum eine auf ihrem Sessel. Von feurigen Küssen wurden die Lippen rot. Die Schnürleiber barsten, und aus den bunten Geweben quollen schneeweiße Brüste hervor. Das Kichern und das Quietschen der sich erwehrenden Dirnen stieg. Hugo, der sich bisher an der Seite des Vaters hielt, wurde von einem überreifen Weib mit Beschlag belegt, das ihn mütterlich liebte. Durch die weitgeöffneten Fenster drangen einige schamlose Waldnymphen in den Saal. Da sie einen unangenehmen Geruch mitbrachten, vertrieben die

Diener sie mit Stöcken, um so mehr, als die städtischen Weiber über die unpassende Gesellschaft sich zu entrüsten begannen. Baron Guido aber, der ihnen gegenüber Schulden der Dankbarkeit hatte, ließ ein Fäßchen dünnen Weines am Rasen für sie anzapfen, damit sie mit den Faunen und Knechten sich unterhalten könnten. Von dem Lärm und dem Duft der Frauenleiber angelockt, schlüpfte ein junger Zentaur aus dem Dickicht des Buchenwaldes und näherte sich neugierig dem Fenster. Eine der ausgelasseneren Dirnen sprang, ihn erblickend, rasch in die Fensternische. Der Zentaur schaute sie mit blitzenden Augen an, wieherte freudig, packte sie am Hals und lud sie auf seinen Rücken. Die Ritter stürzten zum Fenster, er aber galoppierte schon über die Waldwiese und verschwand im Gestrüpp.

Da verstummte die Musik. Gesang und Lachen brachen jäh ab. Alle Gesichter wendeten sich nach einer Richtung. Im Hintergrund, auf der Schwelle, stand Hildegard in einem schwarzen Kleid, hoch und schlank, ungewöhnlich blaß. Ihre weitgeöffneten, unstäten Augen ruhten zuerst auf ihrem Mann, der auf seinen fetten Knieen zwei ausgelassene Dirnen schaukelte, und bald darauf auf dem Sohn, den die überreife Dame immer zärtlicher an ihren Busen drückte. Die schwarz gekleidete Schloßfrau fuhr sich

mit der Handfläche über die weiße Stirn, wankte und verschwand. Im Saale herrschte eine Zeitlang Stille. Alle standen unter dem Eindruck der traurigen Erscheinung. Bis Baron Guido schließlich den Humpen ergriff, ihn hastig an die Lippen führte und ihn dann geleert wütend zu Boden schleuderte. Hinter den Fenstern ließ sich das gedehnte Geblöke des Fauns vernehmen, dem auf dem Rasen die ausgelassenen Nymphen allzusehr zusetzten. In einem Winkel erscholl ein blutiges Lachen. Dieser und jener begann zu fragen, was passiert sei.

Baron Guido zog die Augenbrauen drohend zusammen und eine Erklärung vermeidend, begann er zum Trinken einzuladen. Den Dienern erteilte er mit einem zornigen Flüsterton Befehle.

Die Maid, die sich vom kecken Zentaur hatte entführen lassen, kam schüchtern in den Saal geschlichen. Sie hatte ein rotes Gesicht, verschleierte Augen. Ein Hagel derber Witze begrüßte sie. Die Kapelle spielte, die Becher klirrten, und neue Lust kehrte in die Herzen der Zechenden ein.

Heh! Baron Guido verstand es, Gäste — würdig zu bewirten . . .

III.

Auf einer niederen Lagerstatt lag der bereits kalt gewordene Leichnam des Mädchens. Hildegard fühlte, daß sie den Schmerz, der in ihr wütete, nicht bewältigen würde. Im Kopf war es ihr schwindlig und wirr. Sie sank in die Kniee: nicht ein Gebet, sondern ein Aufschrei der Verzweiflung entrang sich ihren Lippen. Ein Gedanke kehrte fortwährend, sich wie eine Klinge in die Eingeweide einschneidend, wieder: Sie lebt nicht mehr! Sie hat mich für immer verlassen! Und ein sehnsüchtiger Wunsch folgte diesem Gedanken: Sterben, wie am ehesten sterben, sich mit dem geliebten Kinde vereinigen, gemeinschaftlich mit ihm an die Himmelsporten anpochen! . . .

Sterben? Hildegard sah ein, daß, wenn sie sich das Leben nähme, ihre Seele nicht denselben Weg nehmen könnte, den sicherlich die süßen Engel das weiße Seelchen ihres Mägdleins jetzt geleiteten. Wer wird sich ihrer erbarmen, um sie vor Sünde und ewiger Strafe zu behüten? Weder die Dienerinnen noch die Diener, niemand wird ihr diesen Gefallen erweisen. Wer wird sich erbarmen? Ein kalter Blitz erhellte ihr fieberndes Hirn. Dort, im kleinen Krug inmitten des

Forstes, wo die Wege sich kreuzen, wohnt ein alter, in der ganzen Gegend berühmter Räuber. Dieser hat sicherlich nie die Gattin des Ritters Guido gesehen. Hildegard entnahm dem Futteral einen Beutel mit Dukaten und ein dickes Perlenhalsband, das sie unlängst von ihrem Mann zum Geschenk bekommen hatte. Sie legte es um den Hals. Der Schankwirt wird bestimmt, wie er das teure Geschmeide erblickt, danach lüstern werden. —

Hildegard eilte atemlos über den schmalen Steg durch den Buchenwald. Sie hatte große Eile, denn sie war unruhig und ängstigte sich, ob ihre Seele, von den Fesseln erlöst, vermögen würde, die weiße Seele des Mägdleins, die die Engel geleiteten, einzuholen. Der höchste Richter würde ihr doch dieses Sehnen nach dem Tode verzeihen, wenn sie nicht allein sich an ihrem Leben vergreifen würde. Der höchste Richter würde verzeihen, denn er, der Allwissende, weiß wohl, daß ein weiteres Leben für sie eine unerträgliche Marter wäre. Ihr Mann hat sich dem Teufel verschrieben, das Schloß der Väter in ein öffentliches Freudenhaus verwandelt, und Hugo hat den Vater sich zum Muster genommen. Die blondhaarige Kleine ist von dannen gegangen, hat sie allein gelassen . . .

Hildegard eilte atemlos über den schmalen Steg durch den Buchenwald. Die alten Buchen schwiegen

finster. Aus dem Waldesinnern drang seltsames Geflüster und Gestöhn, manchmal ließ sich ein entferntes kurzes Ächzen vernehmen, bald wieder ein schmerzliches und aufrichtiges Lachen. Aber die größte Furcht verursachten die Momente der Stille, eine schwüle, bleierne Stille, die etwas Schrecklichem voranzugehen schien. Dann hörte Hildegards Herz auf, zu schlagen. Das Blut drang nach der Schläfe. Sie wagte nicht, um sich zu blicken, sondern rannte wie eine Wahnsinnige.

Ein spärliches Licht flimmerte. Ein Irrlicht? Nein, das war wahrscheinlich schon die Waldschenke. Hildegard schwankte keinen Moment. Sie klopfte an die schmale Tür. Sie pochte ein zweites, ein drittes Mal. Bis sie schließlich ein lautes Stiefelgeklapper vernahm und der Riegel klirrte. Die Tür wurde aufgemacht, und von der Schwelle fixierte sie mißtrauischen Blickes ein hoher, bärtiger und garstiger Kerl.

»Ich bitte um ein Nachtlager. Ich bin allein und ohne Schutz. Ich werde reichlich bezahlen . . . Geld fehlt mir nicht.«

»Tretet ein.«

Hildegard betrat einen dunklen Hausflur. Hinter ihr schloß sich die Tür geräuschvoll. Der bärtige Mann

geleitete sie in die Stube, die von einem Öllämpchen erleuchtet war. In einer Ecke hockte eine fette, rote Vettel. Beim Anblick der erschienenen Dame schnellte sie von ihrem Sitz empor und begann sie zudringlich zu bedienen, sie mit Fragen überschüttend. Hildegard antwortete wie schlaftrunken:

»Ich bin sehr müde, ich bitte um ein Nachtlager. Ich bin allein und ohne Schutz . . .« Das fette Weib blickte gierig auf das kostbare Perlenhalsband. In ihren kleinen Augen funkelte ein gelbes Feuer. Der Mann aber betrachtete Hildegard mit einem finsternen Mißtrauen.

Sie wurde in einem engen Stübchen untergebracht. Hildegard warf sich angekleidet auf die harte Lagerstatt. Sie stellte sich schlafend, mutig den Moment erwartend, wenn das räuberische Paar sie überfallen und ermorden würde. Der Schankwirt beriet sich unterdessen mit seinem Weib. Die elegante Dame, die solch kostbares Geschmeide zur Schau trug und prahlte, Gold fehle ihr nicht, erschien ihm verdächtig. Er witterte eine List. Er hatte schon mehr als einmal Reisende wegen eines geringfügigen Profits, bei nahe nur aus purer Mordlust getötet. Er wollte sich aber nicht in einer Falle fangen lassen. Beim Weib trug die Vorsicht gleichfalls die Oberhand davon. Das Perlenhalsband lockte sie, aber dem Galgen gegenüber

hatte sie ebenso wie ihr Mann einen Widerwillen. Es schien ihnen eine Unmöglichkeit, daß solch ein Reichtum straflos in die Hände eines gewöhnlichen Banditen gelange. Dahinter mußte etwas stecken. Der Schankwirt beschloß, für alle Fälle die Sache bis zum Morgen aufzuschieben.

Hildegard versuchte ein Gebet zu verrichten. Eine Stunde nach der andern verstrich, niemand unterbrach ihre Ruhe. Im kleinen Fensterchen begann der Tag zu grauen. Warum kommt nicht der Krüger? Wann wird der ersehnte Moment, in welchem ihre Seele, von den Banden erlöst, dem weißen Seelchen des Mägdleins folgen wird, anbrechen? Aus einem Winkel erscholl ein schreckliches, dämonisches Lachen, dasselbe, das sie vernommen, als die Dukaten in der Schloßgalerie in einem gelben, flammenden Sprudel zischten. Dasselbe Lachen, dessen Schall Blut und Mark in den Knochen erstarren machte. Und gleichzeitig erdröhnten in der Ferne Trompeten und vor der Schenke klapperten Pferdehufe. Was war geschehen?

Hildegard rieb sich die Augen. Um Gottes willen! wen sieht sie hinter dem Schankwirt? Baron Guido starrt sie finsternen Blickes an. Im Schloß hatte man die Flucht der bleichen Herrin bemerkt. Eine Ritterschar verfolgte ihre Spur. Sie freuen sich mit einem

schallenden Lachen, den Flüchtling aufgefunden zu haben.

Das Banditenpaar verhehlt nicht seine Freude! Wie froh sind beide, nicht allzu rasch das Messer zur Hand genommen zu haben! . . .

»Hildegard, du hast also flüchten wollen? Vor dem Schicksal hast du flüchten wollen!« Baron Guido runzelt dräuend die Stirn. Von jetzt an wird er seiner Frau in der Erdbastei eine Wohnung anweisen und die Diener werden sie aufmerksam bewachen. Hildegard, du wirst jetzt erfahren, daß, obwohl es manchmal schwerfällt, zu leben, der Tod sich nie zur rechten Zeit einstellt.

